

Aus: Architecture in the Age of Empire/ Architektur der neuen Weltordnung, Hg. Professur Theorie und Geschichte der modernen Architektur, Weimar 2011, S. 226 - 235



Philipp Oswalt

Stiftung Bauhaus Dessau

1988-1994 Redakteur bei Arch+. Gastprofessur an der TU Cottbus 2000-02. Initiator und Leiter des Europäischen Forschungsprojekt Urban Catalyst 2001-03. Mitinitiator von ZwischenPalastNutzung und Künstlerischer Co-Leiter von Volkspalast 2004. Leitender Kurator des Projektes Schrumpfende Städte für die Kulturstiftung des Bundes 2002-08. Autor und Her-

ausgeber mehrerer Bücher und Schriften, u.a. Wohltemperierte Architektur und Berlin_Stadt ohne Form. Seit Herbst 2006 Professor für Architekturtheorie und Entwerfen an der Universität Kassel, seit Dezember 2008 designierter Leiter der Stiftung Bauhaus Dessau.

PRÄ- UND POST-ARCHITEKTUR

Was ist der Beruf des Architekten? Die klassische Berufspraxis des Architekten geht davon aus, dass es einen Bauherren gibt, der für eine Nutzung ein neues Gebäude benötigt. Dafür hat er Geld und beauftragt einen Architekten, dieses zu planen. Das ist aber nicht immer der Fall. Ich möchte hierzu kurz ein Projekt schildern, an dem ich selbst beteiligt war. Es gab ein Gebäude, es gab keinen Bauherren und kein Geld, aber Nutzungsideen. Die wichtigste Aufgabe war es, den Bauherren zu entwerfen und zu konstruieren, das Programm zu kuratieren und eine Finanzierung zu finden. Das Gebäude – es handelt sich um den Palast der Republik in Berlin – war das einzig Gegebene und der zunächst auch unveränderbare Fixpunkt.

Im Jahr 2001, als mit der Asbestsanierung der Palast der Republik weitgehend entkernt war, meldeten sich mehrere Kulturschaffende, die unterschiedliche Projekte in dem Gebäude realisieren wollten, was sowohl technisch als auch politisch gesehen aber zunächst nicht realisierbar war. In dieser Zeit bearbeiteten Klaus Obermeyer, Philipp Misselwitz und ich das Projekt *Urban Catalyst*, ein europäisches Forschungsprojekt zum Thema der Zwischennutzung. Wir kontaktierten die Nutzungsinteressenten, den Eigentümer, die Genehmigungsbehörden und maßgebliche Kulturpolitiker mit dem Angebot, ein Realisierungskonzept zu entwickeln, aufbauend auf unseren gemachten Erfahrungen mit Zwischennutzungen. Wir verabredeten dann eine Arbeitsgruppe mit den Nutzungsinteressenten und arbeiteten daran ein halbes Jahr, um herauszufinden, was diese wollen und was ist der vielleicht kleinste gemeinsame Nenner. Dann versuchten wir, mit dem Eigentümer ins Gespräch zu kommen, was unmöglich war. Es folgte eine Phase der ‚Wunschproduktion‘, nämlich an die Öffentlichkeit zu gehen und eine Vorstellung von dem zu vermitteln, was dort sein könnte, und dafür ein öffentliches



Interesse zu wecken. Das war ganz wichtig, denn die gute öffentliche Resonanz war im Grunde der Schlüssel zu allem. Es folgte ein zäher zweijähriger Kampf, um schließlich 2004/2005 das Projekt *Volkspalast* realisieren zu können. Auf dem Weg dahin gründeten wir einen Verein, betrieben viel Networking, realisierten viele Aktionen im Stillen und im Öffentlichen und entwickelten Konzepte.

Das Beispiel der Zwischenpalastnutzung mag als skurriler Einzelfall erscheinen, aber ich denke es ist symptomatisch für unsere heutige Zeit. Als Architekten und Urbanisten sind wir zunehmend mit Aufgaben konfrontiert, die nicht mehr nach der Erstellung von Architektur verlangen, sondern mit der Bearbeitung von Fragen, die vor oder nach der Architektur liegen, also Prä- und Post-Architektur. Beides ist zunächst eng mit der Architektur verbunden, liegt aber jenseits von ihr. Bei dem Projekt der Zwischen-Palastnutzung hat man es mit Prä- und Post-Architektur zu tun. Beide sind eng mit der Architekturproduktion verbunden, aber liegen jenseits davon.

Post-Architektur

Post-Architektur umfasst die Aufgaben, die sich stellen, wenn die Architektur, das Gebaute, schon vorhanden ist. Das Ergebnis einer herkömmlichen architektonischen Praxis ist hier der Ausgangspunkt. Dabei geht es darum, wie das Gegebene wahrgenommen, genutzt, verändert oder entfernt werden kann. Solche Projekte und Arbeitsweisen sind bis heute marginalisiert, obgleich sie in den letzten vier Jahrzehnten zu einer umfänglichen Praxis geworden sind. Ich möchte an einigen Beispielen skizzieren, was ich unter Post-Architektur verstehe.

Ein frühes, konzeptuell sehr starkes Projekt ist *Potteries Thinkbelt* von Cedric Price aus den 1960er-Jahren, wo er Überlegungen anstellt, wie eine eins-tige, niedergegangene Industrieregion zu einer Wissenslandschaft umgestaltet werden kann. Price war mit diesem Projekt ein Pionier der Idee des Wechsels von einer Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft. Das Projekt war eine Selbstbeauftragung, die natürlich unrealisiert blieb, später aber einen wichtigen Impuls für viele Dinge lieferte. Die Idee ist eine regional organisierte Hochschule als



Bildungs- und Wissensstruktur. Das bestehende Schienennetz dient einer mobilen Arbeitsweise, womit auch die Orte vernetzt werden: Die Industrieinfrastruktur wird für eine Bildungsstruktur umgenutzt. Das neu Geschaffene ist nicht so sehr das Gebaute als vielmehr eine Nutzungskonzeption und eine neue Wahrnehmung.

Ein anderes Beispiel ist vom japanischen Architekten Hidetoshi Ohno, der mit *Fiber-city* ein provozierendes Projekt formuliert hat: Tokio 2050 als schrumpfende Stadt. Er schreibt dort in einem sehr interessanten Text, dass es darum gehen müsste, Stadt zu editieren. Stadtplanung sei eigentlich ein Editions-Prozess – und damit sind wir natürlich dabei, dass er im Wesentlichen mit dem Bestehenden operiert und das Bestehende editieren will. Bei ihm ist die Faser (Fiber-City: die Faser-Stadt) als lineares Element die Grundidee, die er in vier verschiedenen Typologien entwickelt, und alles, was jenseits der Infrastrukturfasern liegt, baut er zurück, um grüne Räume in Tokio zu gewährleisten und auf der anderen Seite eine optimierte Möglichkeit des Transportes zu gewinnen.

Neben solchen städtebaulichen Konzepten gibt es unzählige, oft auch realisierte architektonische Projekte. Im Kontext der Debatte um den Konflikt um den Abriss des Berliner Palastes der Republik unterbreiteten wir 2006 nochmals einen Vorschlag, um allein durch Substraktion, also durch gezielten Teilrückbau des Kellergeschosses, einen völlig neuen, attraktiven Raum für kulturelle Nutzungen zu schaffen.

Prä-Architektur

Im Gegensatz zur Post-Architektur befasst sich Prä-Architektur mit jenen Dingen, die einer architektonischen Praxis vorausgehen, die sie überhaupt erst ermöglichen. Dazu gehört zunächst die Wunschproduktion, die Vorstellung von möglichen neuen Baulichkeiten und dem Erwecken des Interesses, diese zu realisieren. Pragmatisch gesprochen gehören zur Prä-Architektur die Formierung von Nutzung, Bauherren und Finanzierung.

Es herrscht ein seltsames Schweigen der Architekten über diesen Sachverhalt. Es gibt ein Zitat von Koolhaas: Der Architekt ist eine Geisel, dem man die Pistole

an den Kopf hält und der zu Hause anruft und sagt, es ist alles in Ordnung. Das zeichnet in drastischer Weise das Bild eines Abhängigkeitsverhältnisses. Das ist sicherlich nicht ganz unzutreffend. Aber unzutreffend an diesem Bild ist, dass es den Architekten als Opfer darstellt. Man muss auch von der Maskerade der Architekten sprechen, die eine andere Geschichte erzählen als jene, die wirklich passiert. Das ist eine Praxis, die ausgesprochen verbreitet ist – ich glaube, wir kennen sie alle bestens – und die in ganz unterschiedlichen Sphären unseres Berufes vorhanden ist. Ich war schon sehr erstaunt über der Selbstdarstellung des brasilianischen Architekten Jorge Mario Jáuregui im Kontext der Documenta 12. Er realisiert durchaus gut gestaltete Bauvorhaben in den Favellas von Rio. Aber das eigentlich Innovative an den Projekten ist weniger die Gestaltung als die soziale und gesellschaftliche Programmatik der Projekte. Bei seinem Ausstellungsbeitrag auf der Documenta sowie bei seinen Vorträgen präsentiert Jáuregui seine Arbeit als die des wunderbaren heroischen Architekten. Was er nicht erzählt, ist, dass die eigentliche Innovation dieser Dinge, bei denen es um eine Qualifizierung der Favelas geht, ein politisches Programm ist, nämlich das Engagement der Stadt bzw. Provinz von Rio, diese Favelas nicht mehr abzureißen, sondern sie als Teil der Stadt anzuerkennen, Geld zu investieren und Architekten zu beauftragen, öffentliche Plätze zu gestalten, Sporteinrichtungen zu bauen usw. Das Programm nennt sich *Favela-Bairro* und ist zunächst eine politische Innovation, und Jáuregui als Architekt gibt dem durchaus eine ganz vernünftige Gestaltung. Aber der Architekt suggeriert, er sei der Held, der diese Dinge erschafft. Die wesentlichen Voraussetzungen für sein gestalterisches Schaffen werden verschwiegen.

Ein anderes Beispiel: Rem Koolhaas hat eine gewisse Vorliebe für Sonderwirtschaftszonen. Wenn man sich anschaut, zu welchen Städten er Studien macht, wo sich eine Faszination über eine Art ‚*vitalen Urbanismus*‘ entzündet, so sind dies meistens Steueroasen: Dubai, Singapur, Hongkong, Shenzhen usw. Solche Steueroasen funktionieren als finanzwirtschaftliche Parasiten und sind damit recht fragwürdige Gebilde, was spätestens mit der Finanzmarktkrise der Öffentlichkeit deutlich geworden ist. Der „erstaunliche Urbanismus“ in diesen Zonen ist nicht einer besonders kreativen, fantastischen Politik und Wirtschaftsweise zu verdanken, sondern dem extrem parasitären Status dieser Dinge. Wenn ein Architekt wie Koolhaas sich so intensiv damit beschäftigt, dann stellt sich die Frage, warum das nicht auch zu einem wichtigen Thema dieser Studien wird, schließlich ist es eigentlich die Voraussetzung dessen, was dort passiert.

Aber Architekten schweigen lieber über solche prä-architektonischen Fragen. Ich denke, das ist fatal. Wir sind hier Teilnehmer eines Bauhaus-Kolloquiums und ich bin kürzlich berufen worden, mich als Direktor der Stiftung Bauhaus

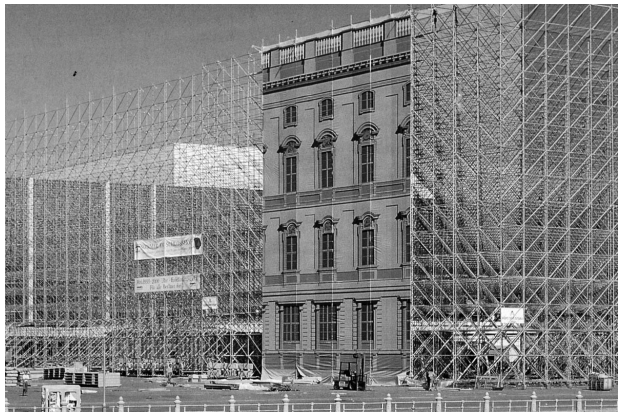
Dessau diesem Bauhauserbe zu widmen. Es ist sehr interessant, wie sich unser Verständnis vom Erbe der Moderne verändert hat. Wenn man sich ansieht, was in den 1920er-Jahren passiert ist, sieht man, dass es eben kein reines Architektur- und Städtebauprogramm war, sondern eben auch sehr explizit ein politisches Programm. Es ist daher problematisch, wenn wir die Bauten, die damals geschaffen wurden, als ästhetische, architektur-geschichtliche Phänomene betrachten und von ihrem politischen Hintergrund vollständig abstrahieren. Architektur und Städtebau der klassischen Moderne wären ohne ihr politisches Programm gar nicht möglich gewesen. Es bedurfte eines ganzen Satzes von neuen Instrumenten, um die Architektur der klassischen Moderne auf den Weg zu bringen. Es wurden neue Bauherren geschaffen. Genossenschaften und Kommunen als Bauherren gab es vorher nicht – die Gründerzeit war von privaten Spekulanten charakterisiert – das ist eine der wichtigen Grundbedingungen. Es werden neue Formen der Finanzierungen geschaffen, wie Hauszinssteuer und dergleichen. Es werden Forschungsinstitutionen geschaffen, Förderprogramme, publizistische Foren wie z. B. die *Wohnungswirtschaftliche Zeitung* von Martin Wagner. Es gibt also ein ganzes Arsenal von Instrumenten, das dazugehört, damit dieses Programm überhaupt realisiert werden kann. Es ist ein großes Defizit unserer heutigen Architekturbauten, dass solche Fragen gar nicht diskutiert werden.

Es gibt heute durchaus interessante Ansätze, wie zum Beispiel die Praktiken der Baugruppen, die in den letzten Jahren boomen: Das ist eine Form, in der Architekten in kleinem Maßstab neue Bauherren konstruieren.

Ein weiteres wichtiges Feld der Vorbedingung der Architektur sind politisch-administrative Spielregeln. Wenn wir im städtebaulichen und raumplanerischen Feld diskutieren, dann ist z. B. die Frage der räumlichen Organisation der staatlichen Strukturen wesentlich. Es macht einen riesigen Unterschied, ob es viele konkurrierende Kommunen, eine kommunale Korporation oder eine raumfassende Großkommune gibt. Im Kontext der Debatte von schrumpfenden Städten spielt dieses Thema eine wichtige Rolle, wie es sich z. B. bei einem prämierten Wettbewerbsbeitrag des Projektes *Schrumpfende Städte* gezeigt hat. Dabei wurden unterschiedliche räumliche Strukturen für die politische Administration des Detroitter Raumes als Möglichkeiten vorgestellt und ihre Implikationen auf die Stadtentwicklung diskutiert. In Detroit ist die kommunale Zersplitterung noch viel extremer als bei uns, es gibt z. B. keine Möglichkeit, aus der Stadt in die Vorstädte mit demselben öffentlichen Transportmittel zu fahren: Man fährt bis zur Stadtgrenze und steigt dann um – abgesehen davon, dass die öffentlichen Transportmittel nicht funktionieren. Eine stadtplanerische Koordination zwischen der Stadt und den Umlandgemeinden fehlt völlig.

Im Kontext des Projektes *Schrumpfende Städte* (das ich geleitet hatte), wurde deutlich, dass einer der zentralen Schlüssel, um überhaupt gestalterisch in diese Stadtentwicklungen eingreifen zu können, das Bodeneigentum und die mit diesem einhergehenden Rechte und Regeln sind. Ohne die Frage des Bodeneigentums zu adressieren, brauchen wir über die Gestaltung von schrumpfenden Städten nicht zu diskutieren. Obwohl das von manchem als alt-marxistische Haltung missverstanden werden kann, haben so konservative Kräfte wie der Stadtplaner Albert Speer, Vertreter des Bundesbauministeriums, in den letzten Jahren geäußert, dass dies eine wichtige Frage wäre. In der digitalen Welt z. B. sind neue Eigentumskonzepte wie *creative commons* oder *open source* Software entwickelt worden, wo es sinnvoll wäre, zu prüfen, was deren Übertragung auf die physische Welt und die Frage des Bodens bedeuten könnte. In anderen Ländern gibt es schon heute ganz unterschiedliche Formen, Eigentum zu regulieren. In Brasilien sind etwa gewisse Formen der Landnahme legal, in den Niederlanden das Besetzen von Häusern nach einem Jahr Leerstand usw. Ich will das hier nicht vertiefen, aber wenn wir über Stadtentwicklung sprechen, ist die Frage, wie Eigentum organisiert ist, ein zentrales Phänomen.

Ein dritter wichtiger Bereich der Vorbedingungen von Architektur, der prä-architektonischen Fragen, ist die Wunschproduktion. Ich hatte ja schon ausgeführt, dass bei dem Projekt der Zwischennutzung des Palastes der Republik es auf dem Weg zur Realisierung entscheidend war, ein öffentliches Interesse und einen öffentlichen Wunsch nach dem Projekt zu erzeugen. Dies hat letztendlich die Politik und die Verwaltung dazu veranlasst, ja nahezu gezwungen, dies (wenn auch widerwillig) zuzulassen. Das Gegenprojekt, der sogenannte Wiederaufbau des Berliner Schlosses, ist ja auch aus einem Prozess einer 20-jährigen Wunschproduktion hervorgegangen, die sehr geschickt und erfolgreich mit dieser aufgebauten Fassade überhaupt erst dieses Projekt zum Rollen gebracht hat. Vieles, was wir als Architekten machen, wie z. B. Renderings, ist Teil der Wunschproduktion, auch wenn wir uns dies oft nicht so bewusst machen. Man müsste allerdings manchmal mehr überlegen, welche Wünsche man denn eigentlich produzieren will. Wir produzieren heute meistens die Wünsche, die der Auftraggeber verlangt. Es ist aber auch ein gesellschaftlicher Prozess und deshalb nicht egal, welche Wünsche wir produzieren, und man sollte sich überlegen, ob man nicht andere Formen von Wünschen und Bedürfnissen hervorrufen will als solche, die wirtschaftlich oder politisch gewünscht sind. Ein Beispiel für eine etwas abweichende Praxis ist das Projekt „*Park Fiction*“ in Hamburg. Es gab einen Konflikt zwischen der Stadt Hamburg, die eine innerstädtische Grünfläche an einen Investor zur Bebauung verkaufen wollte, und den Anwohnern, einer Bürgerinitiative. Dieser Initiative



gelang es in einem recht beharrlichen Kampf, das Vorhaben der Stadt zu verhindern, und realisierte dort einen kleinen Stadtteilpark. Das Projekt war begleitet von den Künstlern Christoph Schäfer und Magarete Czerny, die versuchten, etwas, was normalerweise eher verbal läuft, in eine visuelle Produktion zu bringen. Sie führten ein ganzes Arsenal von Werkzeugen – von Knete bis zu einem Übersee-Container als Archiv – ein, um diesen Prozess zu organisieren und zu gestalten. Damit gelang es ihnen, den gestalterischen Laien Mittel an die Hand zu geben, sich auch visuell und gestalterisch zu artikulieren.

Ein ähnliches Beispiel, aber nicht so sehr im Konflikt angelegt, war das Projekt „100 qm Dietzenbach“ im Kontext eines etwas verunglückten Nachkriegsstädtebau mit einer leeren Mitte in der Stadt Dietzenbach im Rhein-Main Gebiet. Im Rahmen des Bundesförderprogramms *Stadt 2030* hat man dort versucht, einen Prozess zu entwickeln, in dem der Vorgang der Raum- und Flächeaneignung durch die Anwohner an Haptik und Visualität gewinnt, wie zum Beispiel anhand von Postkartenaktionen oder das Abstecken von *claims* mit Holzpflocken.

Schlussbemerkungen

Nach der Veranschaulichung der Idee von Prä- und Postarchitektur mit einigen Beispielen möchte ich zum Abschluss noch mal auf Grundsätzliches zurückkommen. Meines Erachtens haben wir in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine unglaubliche Explosion der Anzahl von Entwürfen erlebt. Mir jedenfalls fällt es schwer, alles, was als architektonische Produktion in den Zeitschriften kursiert, zu verfolgen oder zu beurteilen. Das hat einerseits damit zu tun, dass die Bildungsinstitutionen zusehends mehr Architekten ausbilden, zum anderen damit, dass es durch Computerprogramme immer leichter wird, scheinbar fertige Entwürfe zu produzieren und in den medialen Raum zu bringen. Mit dieser, zumindest von mir subjektiv empfundenen Explosion der Anzahl von Entwürfen geht eine zunehmende Irrelevanz dieser Entwürfe einher, weil sie doch meistens nur im medialen Raum verhalten und wenig praktische Umsetzung erfahren. Wenn diese Beobachtung richtig ist, stellt sich die Frage: Wie kommt man wieder dazu,



dass ein Entwurf eine starke Relevanz entwickelt? Dann ist man an einem Punkt, an dem die Profession gefragt ist zu überlegen: Wie komme ich zur Realisierung meines Entwurfes? Damit wären wir wieder bei den prä-architektonischen Fragen. Es ist eine Notwendigkeit für einen Architekten, der bestimmte Ziele hat, sich auch zu fragen: Wie kann ich, wenn ich mich nicht mit dem Bespielen des medialen Raumes zufrieden geben möchte – was natürlich auch eine Praxis sein kann – diese Dinge umsetzen? Wenn ich aber den Anspruch habe, bestimmte bauliche Veränderungen auch umzusetzen, dann muss ich mich fragen: Wie kann ich da hinkommen? Das Problem, das meines Erachtens den heutigen Diskurs betrifft, ist, dass es eine Art Selbstamputation des Berufes gegeben hat. Die ausufernden politischen Debatten der 1960er- und -70er-Jahre haben in der Postmoderne zu einer Gegenbewegung geführt, die die Autonomie der Profession ausgerufen und alle politischen Diskurse abgeschnitten hat. Die Parole war, sich auf die Disziplin im engeren Sinne zu begrenzen und die anderen Fragen außen vor zu lassen. Damit wurde praktisch das Erbe der Moderne der 1920er-Jahre abgeschnitten. Es gab durchaus auch eine Notwendigkeit der Kritik an der Überpolitisierung der 1960er- und -70er-Jahre, doch das Gegenbild dessen, nämlich alle Fragen auszublenden und damit selbstverschuldet sich in eine Situation der Irrelevanz zu manövrieren, halte ich für wenig ersterbenswert. Meines Erachtens – und vor diesem Hintergrund – denke ich, dass wir uns wieder stärker politischen Fragen zuwenden müssen: Wer baut mit welchen Mitteln wofür?

Während die Defizite in dieser Hinsicht einer Selbstamputation geschuldet sind, ist die Postarchitektur in der Geschichte der Disziplin ein seit jeher unterentwickeltes Feld. Bauen wird bislang vorwiegend verstanden als Akt der Kolonisierung: der Erschließung und Überbauung neuer Gebiete. Jährlich wird weit mehr gebaut als abgerissen wird. Es ist offensichtlich, dass so etwas nicht endlos weitergehen kann, denn man kann ja nicht endlos Bauten akkumulieren, sondern muss sie ja auch betreiben usw. Nicht nur aus meiner Perspektive des involviert Seins mit Fragen der Schrumpfung – wir sind bei den entwickelten Industrieländern an einem Punkt angekommen, an dem die Mehrzahl des Gebauten

bereits existiert. Nachdem die Industrieländer quasi vollständig urbanisiert sind und ihre Bewohnerschaft stagniert oder schrumpft, hat die Idee der Kolonisation ihre Legitimation verloren. Im „postkolonialen Zeitalter“ geht es eher darum, sich dem über einen langen Zeitraum akkumulierten Gebauten zuzuwenden. Es ist, wie gesagt, die Umkehrung des Blicks: Das Gebaute ist nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt.